

# Inhalt

Pädagogik und Geschlechterverhältnisse in der Pandemie Analyse und Kritik fragwürdiger Normalitäten – Einführung in den Band .....	7
<i>Antje Langer, Claudia Mahs, Christine Thon, Jeannette Windheuser</i>	
Pädagogische Professionalität	
„Homeschooling“, „Notbetreuung“, „Hybridunterricht“ – vergeschlechtlichte Bildungs- und Erziehungsarbeit zwischen Retraditionalisierung und Professionalisierung .....	15
<i>Elke Kleinau</i>	
Fernunterricht und Distanzlernen – De- und Re-Professionalisierungstendenzen des Lehrer*innenberufs im Zeichen der Pandemie .....	27
<i>Robert Baar</i>	
Sorge	
Systemrelevanz und Sorge – Feministische Erkundungen in und jenseits der Pandemie .....	47
<i>Jeannette Windheuser, Anna Hartmann, Margrit Brückner</i>	
Die fragile Vereinbarkeit von Betreuungs- und Erwerbsarbeit in (prä-)pandemischen Zeiten .....	65
<i>Thomas Grunau, Ina Schubert, Annegret Gaßmann</i>	
Gewalt	
Gewalt im Geschlechterverhältnis – Normen, Normalität und Widerstand .....	81
<i>Sandra Glammeier</i>	
Sexualisierte Gewalt, Corona-Pandemie und Heteronormativität – ein Thema für die Pädagogik .....	99
<i>Marita Kampshoff</i>	

*Inhalt*

Normalität

Verwerfungen – Ein Quarantäne-Essay ..... 115

*Mai-Anh Boger*

Wessen Normalität und welche Verhältnisse?

Intersektionale Perspektiven auf Systemrelevanz, (Sorge-)Arbeit  
und Leben in (post-)pandemischen Zeiten – Ein Schreibgespräch ..... 131

*Denise Bergold-Caldwell, Frauke Grenz, Anne Günster,  
Veronika Kourabas*

Autor\*innenverzeichnis ..... 151

# Pädagogik und Geschlechterverhältnisse in der Pandemie

## Analyse und Kritik fragwürdiger Normalitäten – Einführung in den Band

*Antje Langer, Claudia Mahs, Christine Thon,  
Jeannette Windheuser*

In der Corona-Pandemie werden viele Themen zum Gegenstand öffentlicher Debatten, die die Erziehungswissenschaft im Allgemeinen und die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung im Besonderen seit Langem beschäftigen: die Reproduktion sozialer Ungleichheit in Bildungskontexten, die ungleiche Verteilung privater Sorge-, Erziehungs- und Betreuungsarbeit, menschliche Angewiesenheit, Körperlichkeit und Endlichkeit, die Vergeschlechtlichung pädagogischer Professionalität, die Marginalisierung nicht-heteronormativer und nicht-mehrheitsgesellschaftlicher Lebensformen und vieles mehr. Öffnungen und Schließungen von Schulen und Kindertagesstätten oder die Belastung von Müttern durch „Homeoffice“ und „Homeschooling“ als prominente Themen der politischen Konflikte um die Pandemiebekämpfung werden zunehmend Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen. Darin sind erziehungswissenschaftliche Perspektiven und insbesondere Positionen der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung von besonderer Bedeutung, um die gegenwärtigen Aushandlungen um private und öffentliche Verantwortlichkeiten für Erziehung, Bildung und Sorge in ihrer spezifischen Verschränkung mit Geschlechterverhältnissen einordnen und mitgestalten zu können.

Aus den Diskussionen über „Corona und Krise – Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung“ auf der Jahrestagung 2021 der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft sind Analysen zu Problemstellungen hervorgegangen, die in der gesellschaftlichen Debatte mit Schlagworten wie „Systemrelevanz“ oder „Normalität“ verbunden sind, ebenso wie mit der Frage nach Retraditionalisierung und Professionalisierung vergeschlechtlichter Bildungs- und Erziehungsarbeit in der Pandemie. Der vorliegende Band versammelt theoretische und empirische Analysen sowie pointierte Stellungnahmen. Neben klassisch analytischen Beiträgen umfasst der Band auch dialogische

und essayistische Formen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Angesichts des gegenwärtigen Ringens um eine Rückkehr zur „Normalität“ verdeutlichen die Beiträge, inwiefern diese Normalität mit den sie fortschreibenden Herrschaftsverhältnissen zu den *Bedingungen* der Krise gehört, die wir erleben. Daher widmen sich die Beiträge über die kritische Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Konjunkturen in Wissenschaft und Politik hinaus auch dem Ausloten von Widerständigkeit und Gestaltungsspielräumen.

Aus einer dezidiert erziehungswissenschaftlichen und feministisch-/geschlechtertheoretisch informierten Perspektive verlangen die Verschiebungen von Zuständigkeiten zwischen Bildungsinstitutionen und privater Sphäre nach einer eingehenderen Untersuchung. Wer für Erziehung, Betreuung, Bildung und Unterricht unter den Bedingungen der Pandemie verantwortlich ist, wird in Prozessen bestimmt, in denen auch die Frage nach *pädagogischer Professionalität* und dem Verhältnis von Professionalität und Geschlecht mit verhandelt wird.

Elke Kleinau diskutiert in ihrem Beitrag „Homeschooling‘, ‚Notbetreuung‘, ‚Hybridunterricht‘ – vergeschlechtlichte Bildungs- und Erziehungsarbeit zwischen Retraditionalisierung und Professionalisierung“ die gegenwärtig häufig aufgerufene These der Retraditionalisierung des Geschlechterverhältnisses mit Blick auf die geschlechtliche Arbeitsteilung zum einen in der häuslichen Care-Arbeit und zum anderen hinsichtlich der Professionalisierung pädagogischer Berufe. Insbesondere Zeiterfassungsstudien zeigen, dass – vor und während der Coronakrise – vor allem Frauen unbezahlte familiäre Care-Arbeit leisten. D.h. an sie werde in der Pandemie letztlich größtenteils auch der Distanzunterricht bzw. die Betreuung der Kinder delegiert. Die Geschichte der Professionalisierung von Erzieherinnen und Lehrerinnen verdeutlicht wiederum, wie sich das Konzept der ‚Geistigen Mütterlichkeit‘ durch seine dichotome Geschlechteranthropologie als Hindernis der Professionalisierung erweist. Erziehung und Grundschullehramt werden damit als ‚weibliche‘ Berufsfelder fixiert, die aufgrund der Naturalisierung von Fähigkeiten keiner professionellen Qualifizierung bedürften. Werde nun diese Arbeit in der Pandemie in die Familien (und letztlich an die Mütter) (zurück)delegiert, entwertet dies erneut den Status der Lehrkräfte und Erzieher\*innen, vor allem wenn es nur auf genügend Digitalisierung ankäme. Mit dieser Bestandsaufnahme, an der sich die nach wie vor historisch tief verankerten Ungleichheitsstrukturen zeigen, und nicht erst aufgrund von ‚spontaner‘ Retraditionalisierung, könne es demnach aus feministischer Sicht kein Zurück zur Normalität geben.

Robert Baars Beitrag *„Fernunterricht und Distanzlernen: De- und Re-Professionalisierungstendenzen des Lehrer\*innenberufs im Zeichen der Pandemie“* skizziert zunächst anhand erster empirischer Erkenntnisse, was die Situation von Schule und Unterricht in der Pandemie ausmacht. Bislang wird in den Debatten darüber die Geschlechterperspektive vernachlässigt, obwohl im

Umgang mit der Krise sehr deutlich auf etablierte Geschlechterordnungen zurückgegriffen wird. Die Kritik daran verbindet der Autor mit der Frage, inwiefern mit der Delegation schulischer Verantwortlichkeiten in die Privatsphäre De- und Reprofessionalisierungen des Lehrberufs verbunden sind. Angesichts dessen offenbart sich ein Mangel an geschlechtertheoretisch informierten Konzeptualisierungen pädagogischer Professionalität, den Baar in verschiedene Desiderate für die weitere theoretische und empirische Forschung überführt.

In der Pandemie sind die gesellschaftliche und individuelle Angewiesenheit und ihre Bearbeitung in der Sorge zum Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit geworden. Die Markierung „systemrelevanter“ Arbeit oder besonders vulnerabler Gruppen oder das Monitoring der Überlastung von Krankenhäusern und Pflegenden als Gradmesser für die Bedrohlichkeit der Gesamtsituation sensibilisieren für bislang weitgehend ignorierte Zusammenhänge. Doch diese Art der Thematisierung von Sorge ebenso wie die aktuelle Skandalisierung ihrer ungleichen Verteilung zwischen den Geschlechtern offenbart zumeist einen Mangel an theoretisch-systematischer Auseinandersetzung und entsprechende empirische Forschungsdesiderate.

Die Diskussion von Jeannette Windheuser, Anna Hartmann und Margrit Brückner, die den Titel „*Systemrelevanz und Sorge. Feministische Erkundungen in und jenseits der Pandemie*“ trägt, buchstabiert aus, wie der Blick auf Sorge zur feministischen Kritik der Debatte um ‚Systemrelevanz‘ gewendet werden kann. Die Autorinnen betonen den Beziehungsaspekt und das Konstitutiv menschlicher Angewiesenheit, die gerade nicht in der weiterhin kapitalistischen ökonomischen Logik aufgehen, genauso wenig wie Sorge ‚schon irgendwie‘ verfügbar sein kann. Diese feministisch-/geschlechtertheoretischen Einsichten haben Konsequenzen für das Verständnis von Erziehung und Bildung sowie die Bedingungen ihrer institutionellen Organisation. Nicht zuletzt stellt sich davon ausgehend die Frage, welche Folgen die bisherige Marginalisierung feministischer Erkenntnis und eines geschlechtertheoretisch begründeten Sorgebegriffs in der Erziehungswissenschaft hat.

Der Beitrag „*Die fragile Vereinbarkeit von Betreuungs- und Erwerbsarbeit in (prä-)pandemischen Zeiten*“ von Thomas Grunau, Ina Schubert und Annetta Gaßmann widmet sich anhand eines ausgewählten Falles aus einer größeren Interviewstudie dem konkreten Erleben und Aushandeln der Sorgesituation Alleinerziehender. Die Fragestellung richtet sich auf die Verwobenheit von geschlechtlicher und generationaler Ordnung sowie die damit verbundenen Bedingungen öffentlicher wie privater Bildung, Erziehung und Sorge. Das exemplarische Interviewmaterial verdeutlicht eindrücklich die geschlechtliche und generationale Ordnung, welche aktuell bezahlte wie unbezahlte Arbeitsverhältnisse durchzieht. Entgegen angenommener rechtlicher Gleichheit der Geschlechter wird insbesondere unter den pandemischen Bedingungen klar, dass Sorge weder Raum noch Zeit zugestanden wird. In der Situation der al-

leinerziehenden Mutter wird vielmehr vorausgesetzt, Lohnarbeit und Sorge gleichzeitig zu verrichten, wobei institutionell davon ausgegangen wird, dass die Lohnarbeit ausgeführt wird und die sorgeinhärenten Zwänge als etwas betrachtet werden, was ‚nebenbei‘ läuft. Die an Frauen – unabhängig davon ob explizit oder implizit – delegierten Verantwortungen geraten so erneut in ein unbegriffenes oder natürliches (da vermeintlich von selbst laufendes) Nirgendwo, dem weder Zeit noch Raum zugestanden wird. Die Illusion dieses Arrangements wird durch die nicht zu negierende (körperliche) Anwesenheit des Kindes gestört, was in der Erzählung der Interviewten als widerständiges Moment aufblitzt.

Ebenso wie Sorge ist *Gewalt* im Geschlechterverhältnis ein Thema, das in der Pandemie eine spezifische Form von Aufmerksamkeit erfährt. Die aktuelle Problematik wird hier in der Regel als Resultat einer Ausnahmesituation betrachtet. Aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung dagegen fordern die Befunde zu einer grundlegenden Auseinandersetzung heraus, die prä- und postpandemische Normalität(en) und Normativität(en) in Frage stellt.

Sandra Glammeier diskutiert in ihrem Beitrag „*Gewalt im Geschlechterverhältnis: Normen, Normalität und Widerstand*“ das Zusammenwirken von Gewalt und dem Umgang mit dieser in Bezug auf geschlechterbezogene Normen und Normalität. Sie arbeitet die Normalität der personalen Gewalt von Jungen und Männern gegenüber Mädchen und Frauen heraus und verweist auf weitere Konstellationen im Geschlechterverhältnis, die ebenfalls davon betroffen sind. Aktuelle Repräsentationen von Gewalt gegen Frauen negieren Ursachen und Entstehungszusammenhänge, während Risikofaktoren (u.a. die Zustände während der Pandemie) herausgestellt werden. Frauen erscheinen als passive Objekte der Gewalt, ihnen werden Wehrhaftigkeit und Widerstand abgesprochen. Der Beitrag verweist auf die Zusammenhänge zwischen Gewalt, Geschlecht und Normalität durch die Analyse von Studien zur Genese von Täterschaft, Betrachtung der symbolischen Ordnung und der konstitutiven Normen im Geschlechterverhältnis. Nebenfolgen sowie die Problematiken des Umgangs mit Gewalt werden im Hinblick auf soziale Konstruktionen und Repräsentationen der Gewalt theoretisch reflektiert. Die Schlussfolgerungen verweisen auf notwendige Veränderungen in den Macht- und Herrschaftsverhältnissen und der Imagination von Mädchen und Frauen als widerstandsfähige Subjekte der Gegenwehr, um die Grammatik der Gewalt zu unterlaufen.

Der Beitrag „*Sexualisierte Gewalt, Corona-Pandemie und Heteronormativität – ein Thema für die Pädagogik*“ von Marita Kampshoff arbeitet auf der Grundlage von Theorien zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt und sexualisierter Gewalt Zusammenhänge zwischen Heteronormativität und Misogynie in diesem Kontext heraus. Dabei werden auf intersektionaler Ebene Erklärungsansätze deutlich, die Geschlechterverhältnisse und Generationenverhältnisse in ihrer Prägung durch Herrschaftsbedingungen in den Blick nehmen.

Studien zur Corona-Pandemie und zu sexualisierter Gewalt werden auf Differenzen und Leerstellen befragt. Die Ergebnisse verweisen auf die Nicht-Theomatisierung von geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen sowie die Nicht-Beachtung des intersektionalen Zusammenhangs von Heteronormativität, Rassismus und weiteren Differenzkategorien. In Bezug auf die Pädagogik werden Maßnahmen für Organisationen und deren Personal aufgezeigt, um den Anforderungen nach Expertisen in den Feldern geschlechtlicher und sexueller Vielfalt und sexualisierter Gewalt gerade auch unter Bedingungen der Pandemie gerecht zu werden. Abschließend werden erste Ansatzpunkte für gezielte Interventionsmöglichkeiten skizziert.

Die Frage nach *Normalität*, die einen gemeinsamen Horizont der Beiträge des Bandes darstellt, wird in den abschließenden Texten explizit adressiert. Normalität(en) als solche zum Gegenstand zu machen und die damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu problematisieren kann auch der Entwicklung von Entwürfen dienen, die über das Bestehende hinausweisen.

Mai-Anh Boger holt in ihrem Beitrag „*Verwerfungen – Ein Quarantäne-Essay*“ die Lesenden da ab, wo sie sich bei der Veröffentlichung des Bandes vermutlich immer noch befinden: Auf der Couch bzw. in den eigenen vier Wänden und nicht in den Räumen der Bildungsinstitutionen. In einer doppelten Bewegung befragt sie das Begehren nach einer Normalität und die symbolischen Voraussetzungen für ein Sich-Selbst-Einrichten in einer eigentlich nicht erträglichen Normalität. Ausgehend von einer lacanianisch-psychoanalytischen Perspektive arbeitet Boger drei Facetten des Umgangs mit der Pandemie heraus, die auf eine Verleugnung der Situation, auf eine spezifische Nähe-Distanz-Regulation und einen affirmativen Resilienzdiskurs hinauslaufen. Die geschlechtliche Ordnung spielt darin eine Rolle, insofern sowohl die Sehnsucht nach einer väterlichen Autorität als auch ein phallogozentrisches (sich der Angewiesenheit entziehendes) Subjektstreben zu beobachten sind. Individuelle psychische Konstitutionen stehen dabei in einem Verhältnis zur gesellschaftlichen Struktur, die nach einem ‚normalen‘ (d.h. männlichen?) Umgang mit der Krise verlangte. Am Ende steht die Frage, ob die – bei allen Unterschieden dennoch – kollektiv erfahrene Konfrontation mit der Verletzbarkeit von Individuum und Gattung geeignet ist, vermeintliche ‚Normalität‘ auf den Prüfstand zu stellen.

„*Wessen Normalität und welche Verhältnisse?*“ fragen Denise Bergold-Caldwell, Frauke Grenz, Anne Günster und Veronika Kourabas in einem Schreibgespräch über „intersektionale Perspektiven auf Systemrelevanz, (Sorge-)Arbeit und Leben in (post-)pandemischen Zeiten“. Darin werden zunächst die zu Schlagworten gewordenen Begriffe „Systemrelevanz“ und „Solidarität“ aufgegriffen. Deren Gebrauch im gegenwärtigen Diskurs verstärkt, wie die Autorinnen zeigen, eher Inklusions- und Exklusionsdynamiken, als Ungleichheitsordnungen zu verschieben. Daher schließt sich die Frage an, wer

unter den gegenwärtigen Bedingungen diejenigen Arbeiten übernimmt, mit denen erhöhte Risiken für das eigene Wohlergehen verbunden sind. Mit der Zuweisung dieser Arbeiten insbesondere an als weiblich identifizierte und/oder rassifizierte Subjekte geht gleichzeitig ihre Unsichtbarmachung einher, woran sich trotz gesteigerter Aufmerksamkeit in der Pandemie strukturell nichts geändert hat. Die Absage an eine Rückkehr zu dieser Normalität verbinden die Autorinnen mit der Markierung utopischer Aspekte, die sich aus einer intersektionalen Perspektive ergeben.

Die Beiträge fordern insgesamt dazu heraus, in die Debatten über die Pandemie und ihre Folgen eine erziehungswissenschaftliche Expertise einzubringen, die über die Vermessung von Lernrückständen und das Beklagen weiterhin mangelnder Digitalisierung von Bildung hinausgeht. Bildungspolitische, mediale und auch pädagogische Antworten auf die gegenwärtige Situation problematisieren neben diesem Mangel zwar soziale Ungleichheiten, jedoch in erster Linie als ein Problem, das letztlich auf jeweilige Herkunftsfamilien zurückzuführen sei und davon ausgehend einer individuellen Bearbeitung bedürfe – bei der nicht zuletzt pädagogischen Einrichtungen (vor allem aber der Schule) entsprechende Unterstützung zugeschrieben wird. In dieser einseitigen Betrachtung verschwinden nicht nur die Ungleichheit reproduzierenden Mechanismen von Schule, vielmehr wird der den Bildungsinstitutionen vielfach eingeschriebene Familismus, der auch das ‚Social distancing‘ der Coronapolitik prägte, verstärkt. Spätestens damit drängt sich eine Geschlechterperspektive auf – erziehungswissenschaftliche Analysen und Einordnungen der Krise sind nicht ohne feministisch-/geschlechtertheoretische Zugänge und entsprechende Empirie möglich. Die Debatten in der und über die Pandemie zeigen einmal mehr, dass Fragen von pädagogischer Professionalität, von Sorge, Gewalt und Normalität nur in ihrer Verschränkung mit Geschlecht und dessen Interdependenzen produktiv analysiert werden können. Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen ist für die Disziplin und für die pädagogische Praxis unverzichtbar und trägt zu ihrer Weiterentwicklung bei.